

(Nachdruck verboten.)

50]

## Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

Dies war ein erster schmerzlicher Schlag für Lucas. Sein Apostel-Optimismus war allerdings nicht so naiv, daß er die Bosheit der Menschen nicht gekannt hätte. Indem er den Kampf gegen die alte Welt aufnahm, hatte er sich wohl gedacht, daß diese den Platz nicht räumen werde, ohne sich zu empören und sich zu wehren. Und er war bereit für den Leidensweg, den er voraussah, für die Steine und den Kot, mit denen die undankbare Menge die Reformatoren bewirft. Aber sein Herz erzitterte dennoch, er fühlte all das bittere Leid nahen, das Dummheit, Grausamkeit und Verräterei ihn verursachen sollten. Er sah mit einem Male, daß hinter dem Angreifer Laboque der ganze Kleinhandel, die ganze Bürgerchaft, alle die Besizenden standen, die nichts von ihrem Besitz preisgeben wollten.

Lucas praktischer Versuch der Association und Kooperation bedeutete eine solche Gefahr für die kapitalistische, auf dem Lohnsklaventum beruhende Gesellschaft, daß er für sie zum gemeingefährlichen Menschen wurde, den es um jeden Preis unschädlich zu machen galt. Die Hölle, die Guerbadie, die Stadt, die Macht in allen ihren Formen, die kirchliche, die städtische, die staatliche, sie alle erhoben sich gegen ihn, kämpften gegen ihn, wollten ihn vernichten. Der bedrohte Eigennuß aller vereinigte alle, so daß sie einander unterstützten, einander in die Hände spielten, ihn mit einem solchen Netz von Fallstricken, Fußangeln und Hinterhalten umgaben, daß er fühlte, daß der kleinste Fehltritt sein Verderben sein mußte. Wenn er fiel, stürzte sich die ganze Meute auf ihn und zerfleischte ihn. Er kannte sie alle, er hätte sie alle beim Namen nennen können, die Würdenträger, die Kaufleute, die kleinen Rentner mit den harmlosen Gesichtern, die ihn bei lebendigem Leibe hätten zerreißen mögen, wenn sie ihn an einer Straßenecke hätten umstürzen sehen. Mit kraftvoller Anstrengung unterdrückte er das schmerzliche Erzittern seines Herzens und waffnete sich für die Schlacht, indem er sich sagte, daß keine Schöpfung ohne Kampf möglich sei, und daß die großen menschlichen Werke stets mit dem Blute des Meisters gekittet werden müßten.

An einem Dienstag, einem Markttag, wurde der Prozeß vor dem Zivilgericht eröffnet, dem Gaume präsiidierte. Beauclair war fieberhaft erregt, und die aus Nachbardörfern herbeigeströmten Marktbesucher steigerten noch das bewegte Leben auf dem Stadthausplatze und in der Rue de Brias. Von unruhiger Sorge erfüllt, hatte Soeurette Lucas gebeten, sich von einigen kräftigen Freunden begleiten zu lassen. Aber er weigerte sich beharrlich. Er wollte allein zu Gericht gehen, ebenso wie er sich allein verteidigen wollte und einen Advokaten nur der Form wegen genommen hatte. Als er den kleinen und bereits von einer lärmenden Zuhörerchaft erfüllten Gerichtssaal betrat, wurde es plötzlich still, und alle Blicke richteten sich auf ihn mit der harten Neugierde, mit der die Menge das einzelne, wehrlose Opfer empfängt, das sich ihrer Wut darbietet. Sein gelassener Mut erbitterte seine Feinde nur noch mehr, sie fanden ihn herausfordernd und unverschämt. Er stand ruhig vor seinem Sitz und sah unbefangen auf all die Leute, die sich hier drängten, erkannte Laboque, Dacheux, Cassiaux und andre Kaufleute inmitten der für ihn namenlosen Menge, Reihen von Gesichtern wütender Feinde, die er nie gesehen hatte. Und er empfand eine kleine Erleichterung, als er bemerkte, daß die intimen Freunde der Guerbadie wenigstens den guten Geschmach befehen hatten, es nicht auch mitanzusehen, wie er den wilden Tieren vorgeworfen wurde.

Man erwartete lange und heftige Reden und Gegenreden. Aber diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Laboque hatte einen jener Provinzadvokaten gewählt, die ob ihrer Bosheit bekannt sind und den Schrecken einer ganzen Gegend bilden. Und der beste Augenblick für die Feinde Lucas' war in der That das Plaidoyer dieses Mannes, der, die Schwachheit der gesetzlichen Gründe fühlend, auf die der Entschädigungsanspruch sich stützte, seine ganze Kunst darauf verwendete, die auf der Crèche verführten Neuerungen lächerlich zu

machen. Er erregte große Heiterkeit mit einem Bilde voll giftigen Spotts, das er von der künftigen Gesellschaft entwarf, und er rief laute Entrüstung hervor, als er schilderte, wie die Kinder beiderlei Geschlechts sich von Jugend auf gegenseitig moralisch verderben würden, wie die heilige Institution der Ehe beseitigt, die Liebe zur Bestialität herabsinken würde. Gleichwohl war der allgemeine Eindruck der, daß er das entscheidende Argument oder Schmähwort nicht gefunden habe, den wuchtigen Schlag, der eine Sache gewinnt, einen Menschen erschmettert. Als Lucas dann das Wort ergriff, herrschte große Unruhe, und fast alles, was er sagte, wurde mit Murren begleitet. Er sprach sehr schlicht, antwortete gar nicht auf die Angriffe gegen sein Werk, sondern beschränkte sich darauf, mit zwingenden Gründen nachzuweisen, daß Laboques Ansprüche vollkommen unbegründet seien. Hatte er nicht vielmehr Beauclair einen Dienst erwiesen, hatte er nicht zur Gefundung der Stadt beigetragen, indem er den verpesteten Clouge trocken legte und der Stadt kostenlos große Baugründe verschaffte? Aber bei alledem war es überhaupt gar nicht sicher, daß die auf der Crèche ausgeführten Arbeiten das Versiegen des Baches herbeigeführt hätten, und er wartete noch darauf, daß man ihm den zweifellosen Beweis dafür liefere. Als er zum Schlusse kam, brach etwas von der Bitterkeit seines wunden Herzens aus ihm hervor, und er sagte, wenn er auch niemandes Dank verlange für das, was er bereits Nützliches geschaffen zu haben glaube, so wäre er doch sehr zufrieden, wenn man ihn sein Werk in Frieden vollenden ließe, ohne ihm böse Händel anzuhängen. Zu wiederholten Malen hatte der Präsident Gaume den Zuhörern Stille gebieten müssen; und als auch der Staatsanwalt in absichtlich verworrenen Weise gesprochen und beiden Parteien recht und unrecht gegeben hatte, erwiderte der Advokat Laboques in so heftiger Weise und erregte einen solchen Sturm von Ausrufen, indem er Lucas zum Anarchisten stempelte, der den Untergang der Stadt plane, daß der Präsident mit Räumung des Saales drohen mußte, wenn derlei Manifestationen sich wiederholten. Dann bestimmte er eine Frist von vierzehn Tagen für die Urteilsverkündung.

Vierzehn Tage später war die Aufregung noch gestiegen, und auf dem Markt entstanden Streit und Prügeleien aus den Gesprächen über das zu erwartende Urteil. Fast alle waren jedoch überzeugt, daß der Beklagte zu einer schweren Strafe, zehn- bis fünfzehntausend Frank Schadenersatz und außerdem zur Wiederherstellung des früheren Zustandes würde verurteilt werden. Nur einige wenige schüttelten den Kopf und sagten, man könne gar nichts vorher sagen, die Haltung des Präsidenten Gaume während des Plaidoyers hatte ihnen nicht sehr gefallen. Man erklärte den Präsidenten für ein Original, man bezweifelte sogar, ob er bei vollem Verstande sei, seitdem man ihn so düster und verschlossen, von so krankhafter Genauigkeit in der Anwendung der Befehle sah. Eine andre Quelle der Beunruhigung war, daß er sich seit dem Tage der Verhandlung in sein Haus eingeschlossen hatte, indem er ein Unwohlsein vorschützte; die Leute sagten aber, daß er sich vollkommen wohl befinde, daß er sich lediglich jeder Beeinflussung entziehe und niemand empfangen wolle, damit niemand das Urteil seines richterlichen Gewissens trübe. Was that er hinter verschlossenen Fenstern und Thüren in seinem einsamen Hause, in das selbst seine Tochter nicht kommen durfte? Welcher moralische Kampf, welches Seelendrama spielte sich in diesem Raume ab, in dem alles vernichtet war, was er geliebt, und woran er geglaubt hatte? Das Urteil sollte um Mittag bei Beginn der Sitzung verkündet werden. Der Saal war noch voller, noch lärmender, noch erhiteter als am ersten Tage. Alle Feinde Lucas' waren gekommen, um seiner Verschmetterung beizuwohnen. Und er hatte in seiner Zurücksichtigkeit auch diesmal nicht geduldet, daß ihn jemand begleite, er wollte allein vor den Richter treten und seine Mission des Friedens verkünden. Vor seinem Plaze stehend, sah er mit gelassenem Lächeln in den gedrängt vollen Zuschauerraum, ohne scheinbar zu ahnen, daß alle diese Erregung sich gegen ihn richtete. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien der Präsident, gefolgt von den beiden Beisitzern und dem Staatsanwalt. Der Gerichtsdienner hatte nicht nötig, Stille zu gebieten, alles war plötzlich verstummt, die vor Neugierde glühenden Gesichter streckten sich vor. Der

Präsident hatte Platz genommen. Dann erhob er sich, die Urteilschrift in der Hand, und stand einen Augenblick schweigend, den Blick über die Menge hinaus ins Weite gerichtet. Endlich begann er mit langsamer, tonloser Stimme zu lesen. Es war ein sehr lauges Schriftstück, die „In Anbetracht, daß“ \*) folgten einander mit eintöniger Regelmäßigkeit, drehten die strittigen Fragen nach allen Seiten, bemühten sich, die geringfügigsten Einwendungen zu erledigen. Die Anwesenden hörten zu, ohne recht zu verstehen, ohne den Schluß erraten zu können, denn die Pro und die Kontra zogen in bunter Reihe dicht aneinandergedrängt vorbei. Es schien jedoch allmählich immer mehr, als ob der Standpunkt Lucas' gutgeheißen würde, es hieß, daß niemand ein tatsächlicher Schaden zugefügt worden sei, daß jeder Grundeigentümer das Recht habe, auf seinem Besitz beliebige Arbeiten vornehmen zu lassen, wenn kein Servitut ihnen im Wege stehe. Und schließlich bligte das Urteil auf: Lucas war losgesprochen.

Einen Augenblick verharren die Anwesenden in betäubtem Schweigen. Dann, als sie sich des Geschehenen vollständig bewußt wurden, brachen sie in Schmähsprüche und heftige Drohungen aus. Man entriß der fieberisch erregten, seit Monaten durch Lügen aller Art aufgeschaukelten Menge das Opfer, das man ihr versprochen hatte; und sie wollte es nun, sie begehrte es heftig, um es zu zerreißen, da eine offenbar erkaufte Justiz es ihr unterschlagen wollte. War Lucas nicht der gemeingefährliche Feind, der fremde Eindringling, der von weiß Gott wo hergekommen war, um Beauclair zu forumpiern, den Handel zu Grunde zu richten und den Bürgerkrieg zu entfachen, indem er die Arbeiter gegen die Herren aufhetzte? Hatte er nicht mit teuflischer Bosheit der Stadt das Wasser gestohlen, einen Bach abgeleitet, dessen Verschwinden ein Unglück für alle an den Ufern Wohnenden war? Diese Anklagen hatte das „Journal de Beauclair“ jede Woche wiederholt, sie mit giftigen Kommentaren umgeben, sie in die dicksten Schädelschichten hineingehämmert, in allen das Verlangen nach unausschießbarer Vergeltung erweckt. Die Vornehmen, die Bewohner des reichen Viertels trugen sie unter die kleinen Leute, verbreiteten und erläuterten sie, unterstützten sie mit dem Gewicht ihres Einflusses und ihres Vermögens. Und die kleinen Leute, solchermaßen bearbeitet, verblendet und aufgeschaukelt, waren trunken vor Wut und verlangten den Tod des Uebelthäters. Häufe wurden emporgestreckt, Schreie wurden laut: „Erschlagt ihn, erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter!“ Sehr bleich, mit steinernem Gesicht, stand der Präsident inmitten des Lärms. Er wollte sprechen, wollte den Befehl geben, den Saal zu räumen; aber er mußte darauf verzichten, sich Gehör zu verschaffen. So beschränkte er sich darauf, die Sitzung zu schließen und sich würdevoll zurückzuziehen, gefolgt von den zwei Beisitzern und dem Staatsanwalt.

Lucas hatte lächelnd und ruhig auf seinem Plaze gesessen. Das Urteil hatte ihn ebenso sehr überrascht wie seine Feinde, denn er mußte sehr wohl, in welcher vergifteten Atmosphäre der Präsident lebte, und er glaubte, daß dieser nicht im Stande sein werde, Gerechtigkeit zu üben. Es war ihm ein starker Trost, unter so vielen menschlichen Niedrigkeiten einen gerechten Mann zu finden. Aber als die wütenden Schreie losbrachen, wurde sein Lächeln zu einem traurigen, und er wendete sich gegen die schreiende Menge, das Herz von Bitterkeit erfüllt. Was hatte er ihnen denn gethan, diesen Kleinbürgern, diesen Kaufleuten, diesen Arbeitern? Hatte er nicht das Wohl aller gewollt, war nicht all sein Mühen darauf gerichtet, daß alle glücklich werden, einander lieben, als Brüder mit einander leben sollten? Und die Häufe erhoben sich gegen ihn, Schreie gellten ihm in die Ohren: „Erschlagt ihn, erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter!“ Dieses arme, verirrte, durch Lügen tollgemachte Volk verursachte ihm tiefen Schmerz, denn er liebte es trotz allem zärtlich. Aber er hielt seine Thränen zurück, er wollte aufrecht bleiben, stolz und mutig der Beleidigung die Stirn bieten. Die Menge, die sich verhöhrt glaubte, hätte vielleicht alle Schranken durchbrochen, wenn es den Garbisten nicht endlich gelungen wäre, sie hinauszudrängen und die Thüren zu schließen. Der Gerichtschreiber hat Lucas im Namen des Präsidenten, nicht gleich fortzugehen, um ein Unglück zu vermeiden, und bewog ihn schließlich zu dem Versprechen, daß er eine kleine Weile beim Thürhüter warten wolle, bis die Menge sich verlaufen habe.

\*) In den französischen Urteilsformeln gehen die Gründe dem Spruche voraus.

Ann. d. Ueberf.

Aber es erfüllte Lucas mit brennender Scham, sein ganzes Wesen empörte sich, daß er sich so sollte verbergen müssen. Er verbrachte bei diesem Thürhüter die peinlichste Viertelstunde seines Lebens, er empfand es als eine Feigheit, daß er nicht der Menge offen entgegengetreten war, er konnte sich nicht in die Rolle eines ängstlichen Schuldigen finden, die ihm da aufgezwungen wurde. Und als die Umgebung des Gerichtsgebäudes ruhig schien, wollte er nichts mehr hören und bestand darauf, ruhig zu Fuß nach Hause zu gehen, ohne jede Begleitung. Er war allein gekommen, er wollte allein fortgehen. In der Hand trug er nur einen leichten Spazierstock, und er bedauerte es, selbst diesen mitgenommen zu haben, weil er fürchtete, daß man vermuten könnte, er habe sich irgendwie zu seiner Verteidigung bewaffnen wollen. Langsamem Schritts ging er seines Wegs, der ihn durch ganz Beauclair führte und niemand schien ihn zu bemerken, bis er den Stadthausplatz erreichte. Die Leute, die der Verhandlung beigewohnt hatten, waren, nachdem sie ihn kurze Zeit erwartet, überzeugt gewesen, daß er erst nach Stunden das Gerichtsgebäude verlassen werde, und hatten sich zerstreut, um die Neuigkeit von dem Urteilspruch überall zu verbreiten. Aber auf dem Stadthausplatze, wo der Markt stattfand, wurde Lucas erkannt. Man deutete auf ihn, die Leute flüsternten einander zu, einige begannen ihm zu folgen, noch ohne böse Absicht, bloß um zu sehen, was geschehen würde. Es gab da hauptsächlich nur Bauern, Marktkäufer, Neugierige, die nicht an dem Streit beteiligt waren. Und die Sache nahm erst eine andre Wendung, als er die Ecke der Rue de Brias erreichte, wo Laboque vor seinem Laden, außer sich vor Wut über seine Niederlage, inmitten einer Gruppe von Zuhörern seinen Gefühlen Luft machte.

(Fortsetzung folgt.)

## Rotes Haar.

Erlenholz und rotes Haar sind auf gutem Boden rar, heißt ein deutsches Sprichwort, das sich in fast allen germanischen Mundarten vorfindet. Der Italiener sagt radikal: Ein roter Mensch und ein wolliger Hund, lieber rasch tot als jemandem kund. Fast wörtlich so lautet dieses Sprichwort bei den Franzosen. Aehnliche Sprichwörter haben die slavischen Völker. In neuerer Zeit hat sich der Geschmack geändert. Germanenjungfrauen mit braunrotem Haar und meergrünen Augen wurden namentlich in historischen Romanen sehr beliebte Dekorationsfiguren, und in jüngster Zeit überflutheten Modedamen ihr schwarzes oder blondes Haar mit dem einst so verachteten Rot. Nach gelehrten Gründen, warum das rote Haar einst in Mißkredit gestanden hat, braucht man nicht lange zu suchen; dem Volk ist alles nicht Normale unbehagen und verdächtig, im Tier- wie im Pflanzenreiche; die Mistel ist eine allgemein bekannte Zauberpflanze, verwachsene Kinder sind Besesseltälge, und Triefaugen zeigen eine Hege an. So hielt man auch die Rothöpfe für auffallend von der Gottheit gekennzeichnet und traute ihnen einen falschen, treulosen Charakter zu. „Nicht sei dir ein Rothkopf jemals ein besonderer Freund“, lautet die erste von zwölf Klugheitsregeln im Ruodlieb, dem romantischen Epos in mittellateinischer Sprache, „denn solche sind jähzornig und treulos“. Ungefähr um dieselbe Zeit sagt der Geschichtschreiber Bischof Thietmar von Merseburg († 1019), indem er rote Farbe und falschen Sinn zusammenstellt: „Boleslaw, der Böhmen Verweser, trug den Beinamen Rothkopf und war der Antifester ungläublicher Ausschweifungen.“ Vom König Julio von Jerusalem dagegen erzählt Wilhelm von Tyrus Ende des 12. Jahrhunderts: „Es war aber Julio ein rothöpfiger Mann, treu, friedlich und, der üblichen Meinung von jener Farbe entgegen, leutselig, wohlthätig und barmherzig.“ Obwohl die Bibel davon kein Wort sagt, wird doch der Verräter Judas Ischarioth allgemein als rothaarig angesehen. Diese Auffassung stammt vielleicht aus germanischer Anschauung, obgleich schon im alten Testament rothaarige Juden erwähnt werden. Esau war rötlich und auch König David; Luther hat bei diesem nur das rothaarig mit bräunlich überseht. Pessimistischen Anschauungen über Rothhaarige begegnen wir auch bei weit entfernten Völkern, z. B. den Sibiriern. Die Beduinen Hadhramauts erzählen, als Gott den Propheten Calih sandte, um den in Laster verfunkenen Stamm Thamud zu bekehren, glaubten dessen Angehörige nicht an die Göttlichkeit seiner Sendung und verlangten ein Zeichen von ihm. Da führte sie der Prophet an einen Felsen, öffnete diesen und ließ ein Kamel mit seinem Zungen daraus hervorgehen. Zugleich warnte er sie, den Thieren etwas zuleid zu thun, da das dem ganzen Stamm zum Verderben gereichen würde. Trotz des Wunders schenkten sie dem Propheten keinen Glauben. Einer von ihnen, Quodar el Ahmar, d. h. der Rote, tötete die Kamellah durch einen Pfeilschuß. Das junge Kamel verschwand wieder in dem Felsen. Zur Strafe aber vernichtete Gott den ganzen Stamm. Noch jetzt sagen die Araber deshalb „rot wie Quodar“ oder auch „Unheil bringend wie Quodar, der Rote.“ Die Araber gehören wie die Juden zu den semitischen Völkern, denen die schwarze Hautfarbe typisch ist. Gleichwohl giebt es Rothhaarige

und auch viele Blonde unter ihnen. Ein englischer Arzt fand unter 655 Juden, die er im Orient und in Südeuropa untersuchte, 14 rothaarige und 19 hellblonde. Man nimmt gewöhnlich an, daß die blonden und rothaarigen Juden einer Mischung mit abendländischen Rassen ihre abweichende helle Färbung verdanken. Da aber diese hellfarbigen Juden vereinzelt unter den Juden der ganzen Welt zu finden sind, die doch sonst ihren Rassestypus überall unverändert festgehalten haben, wollen andre Forscher einen braunen und blonden Originaltypus unter der jüdischen Masse annehmen. Alle diese Vermuthungen aus alter und neuer Zeit haben ebensov wenig wie das Klima den alten, scharf ausgeprägten Rassestypus der Juden zu verwischen vermocht. Das nordische Klima färbt Haar und Haut überhaupt nicht blässer, wie manche im Hinblick auf die blonden germanischen und finnischen Völker glauben. Die schwarzhaarigen Eskimos beweisen das. Unter den Juden in Persien, Arabien, Syrien und Nordafrika, die sich in nichts von den Juden anderer Länder unterscheiden, findet man auch blonde und rothaarige Leute, und vor einer Mischung mit abendländischen Rassen kann bei ihnen kaum eine Rede sein, in Deutschland dagegen sicher. Die bekannte statistische Untersuchung der Augen- und Haarfarbe der deutschen Schullinder ergab einen Durchschnitt von 11,2 Proz. blondhaariger und blauäugiger Judenkinder. Diese waren fast gleichmäßig über ganz Deutschland verteilt.

Vorwiegend blonde Haarfarbe zeigen Germanen, Slawen, Kelten und Finnen. Dennoch giebt es auch unter schwarzhaarigen Völkern blonde Leute als Ausnahmen wie unter blondhaarigen Völkern solche mit schwarzen Haaren. Will man keine Mischung dabei annehmen, so muß man diese Ausnahmen als ein Naturspiel betrachten, ebenso wie die über alle Welt verstreuten Rothhaarigen. Das Blond bei schwarzhaarigen Völkern hat, abgesehen von Mischungen, mit unserm schönen, sonnigen Blond nichts gemein. Es erscheint fast hanfartig unrein, wie mit grauer Farbe gemischt. Solches Blond gab es schon unter den alten Aegyptern. Der Geschichtsschreiber Manetho, der im dritten Jahrhundert v. Chr. lebte, nennt die rosenwangenige Königin Nitokris blond. Allerdings war ihr Vater, ein Weinhändler, aus der Fremde eingewandert, und sie wurde deshalb später als Königin angefeindet und ihr Gemahl heimlich ermordet. Das weiß jeder, der Übers „Aegyptische Königstochter“ gelesen hat. Auch unter den Porträts in dem großen Werke des italienischen Aegyptologen Rosellini, der 1828 mit Champollion eine toskanisch-französische Expedition in Aegypten leitete, ist eine blonde Königstochter namens Manofre. Rothhaarige Menschen kommen aber bei allen Rassen und Völkern vor, bei den Negern, den Indianern und selbst den Chinesen. Auf alten chinesischen Gemälden sieht man berühmte Helden mit fuchsfarbigem Haar, und Schnurrbärte, tatarisch-melancholisch herabhängend, von derselben Farbe sind nicht selten. Bei den sibirischen Völkern, in Turkestan, überall kommen Leute mit rotem Haar und Bart vor. Eine tscherkessische Schönheit muß sogar hellrotes, goldig leuchtendes Haar aufweisen können. In Deutschland finden sich die roten Haare sehr vereinzelt. Auf den friesischen Inseln stößt man erst unter 200 Eingeborenen auf einen mit rotem Haar. Im Königreich Sachsen kamen unter 408 763 Schullindern auf 1000 nur 2,3 mit rotem Haar, das heißt brandrotem. Denn die Kinder mit dem prächtigen, rotblonden Haar wie die tscherkessischen Schönen, das schon Tacitus des weichen, goldigen Farbtones wegen rühmt, wurden zu den blonden gerechnet. Ein echt rothaariges Kind kam ungefähr auf 300 blond- und 150 dunkelhaarige. Meistens nimmt man an, daß die Völker keltischer Abstammung, also Gälten, Waliser, Iren und Bretonen und die romanisierten Kelten in Frankreich, auffallend viel rothaarige Leute aufweisen, und der „rothaarige Ire“ ist eine fast stehende Bezeichnung geworden. Wo Germanen sich unter Kelten ansiedelten und unter diese mischten, vernichtete der stärkere germanische Typus den keltischen. Eine allerdings recht lächerhafte und vereinzelt statistische Erhebung unter rein irischer Bevölkerung zeigte unter 100 Iren ungefähr sechs rothaarige. Das ist doch jedenfalls nicht so viel, daß man die Iren als ein rothaariges Volk bezeichnen könnte. Am meisten finden sich rothaarige Menschen unter den Finnen.

Den Germanen galt das rotblonde Haar als das schönste. Sie suchten es sogar künstlich zu erzeugen, wenn die Natur etwa ihrem Haar eine dunklere Färbung verliehen hatte, indem sie es mit Laugenlauge, dieher echt germanischen Erfindung, wusch. Auch durch Weichen mit Kaltwasser suchten sie ihm eine hellere, rötliche Farbe zu geben. Doch scheint diese Modethorheit erst in späterer Zeit über Gallien zu den Germanen gelangt zu sein, als man wußte, wie hoch die Römer das rotblonde deutsche Haar schätzten. „Goldenes das rötliche Haar“, rühmt Ausonius, der Erzähler des Kaisers Gratian, von der schönen, jungen Schwäbin Bissula, die er als Beute von einem Ariegszuge Valentinians I. geschenkt erhalten hatte. Im allgemeinen scheint im alten Germanenlande das rötlich-blonde Haar vorherrschender gewesen zu sein als jetzt, wo das Blond vorwiegend ist und selbst in rein germanischen Gegenden auf hundert Menschen kaum ein rothaariger kommt. Die Gallier, die auch als rot- und gelbhaarig beschrieben werden, galten im Vergleich zu den Germanen doch als weniger rothaarig. Griechische Frauen färben sich noch heute wie im Altertum das Haar rot. Dort und in Afrika und auf den Südsee-Inseln scheint man nicht nur im Gegensatz zum Abendlande gegen Rothhaarige kein Vorurteil zu hegen, sondern rotes Haar für eine besondere Pierde zu halten. Man sucht deshalb eine solche Haarfärbung künstlich durch allerlei Mittel zu erreichen, durch einen lange Zeit auf dem Kopfe getragenen

viden Leig von gedörtem Kubdünge und Wasser, durch Thon, Extrakte von Ninden und Baumwurzeln usw. Besonders bei den Südsee-Inselanern ist das Rothfärben des Haars sehr gebräuchlich, so daß man Verdäkte über blonde oder rothaarige Menschen in der Südsee mit Vorzicht aufnehmen muß. Unter den Kanalen auf den hawaiiischen Inseln sollen echt rothaarige Leute vorkommen, für die ihre Sprache das besondere Wort Ehu hat. Auch unter den Samoanern soll es rothaarige geben. Meistens aber färben es die Südsee-Inselaner rot. Einen hohen mächtigen Kopfschmuck aus braunrot gefärbten Haaren, die mit roten Federn, Perlmutterstückchen oder kleinen Spiegeln verziert sind, zu tragen, ist auf Samoa nur den Häuptlingen erlaubt. Bei den Samoanerguppen, die uns in Deutschland als neue Landsleute einen Besuch abstatteten, konnte man vielfach diesen Niesenanbau roter Haare bewundern. Zum Färben ist besonders Korallenkalk beliebt. Heute trägt ein Mann beschwarzes Haar. Morgen sieht man ihn mit Korallenkalk beschnitten, schneeweiß wie einen Silberkreis. Fünf oder sechs Tage hintereinander trägt er diesen Kalk frisch auf. Am Ende der Woche, nachdem er sich sorgfältig gewaschen und tüchtig mit Del gesalbt hat, ist das schwarze Haar rotbraun geworden. So strebt man in andern Westen nach dem, was bei uns häufig noch betrachtet wird, nach rotem Haar. — („Kölnische Zeitung“.)

## Ueber die sibirische Eisenbahn

schreibt die „Neue Freie Presse“: Am 1. Juni war ein Jahrzehnt verflossen, seitdem in Wladiwostok der Grund zum Bau der großen sibirischen Eisenbahn gelegt wurde. Dieses grandiose Unternehmen wurde im Verlaufe der zehn Jahre fast zu Ende geführt, Sibirien, das so viele Jahre von jedweder Kultur abgeschnitten war, wurde durch einen mächtigen Schienenstrang mit Rußland verbunden und dem ökonomischen und kulturellen Leben angegliedert. Die große sibirische Eisenbahn ist beinahe in drei Teilstrecken geteilt worden: in die westsibirische Linie von Tscheljabinsk bis zum Flusse Ob (1380 Werst), in die mittelsibirische Bahn vom Ob bis Irkutsk (1754 Werst\*) und in die Endstrecke Wladiwostok-Grasfskaja, sodann die Linie Grasfskaja-Chabarowsk (347 Werst) und die Strecke Wyssowaja-Stretensk (1009 Werst), der sich außerdem die Vorkalringbahn (292 Werst) und die Linie Chabarowsk-Stretensk (2000 Werst) anschließen.

Gegenwärtig beträgt die Gesamtlänge der dem Verkehr bereits übergebenen Strecken 5612 Werst. Am 1. Oktober 1896 wurde der Verkehr auf der westsibirischen Eisenbahn bis Krasnojarsk eröffnet; am 1. Januar 1898 wurde die mittelsibirische Bahn bis Irkutsk dem Verkehr übergeben; am 1. Juni 1900 begann der regelmäßige Betrieb auf der Transbaikal-Linie und auf der Zweigbahn von Irkutsk bis zum Baikalsee. Fast auf einer Strecke von 1500 Werst führt die sibirische Eisenbahn über gebirgisches Terrain und oftmals auch über steile Bergstige.

Welchen kolossalen Umfang der Bau der sibirischen Eisenbahn angenommen hat, erhellt man aus folgenden Ziffern: Die Zahl der Eisenbahnbeamten betrug 6000, jene der Arbeiter 70 000, jene der Pferde 80 000. An Erdarbeiten wurden 10 Millionen Kubikfaden ausgeführt und mehr als 800 000 Kubikfaden Sand als Ballast verwendet; Steine und Ziegel waren mehr als 100 Mill. Kubikfaden erforderlich, Cement mehr als 6 500 000 Pud (1 Pud = 16,38 Kilogramm). Die Länge der Eisenbrücken beträgt 9 Werst, jene der Holzbrücken 34 Werst, jene der Wasserleitungen 300 Werst. Die längste Eisenbrücke ist die von Jenisseisk: 420 Klafter Länge. Das Gewicht des Brückenbaus beträgt 3 500 000, jenes der Schienen und Befestigungen 20 000 000 Pud. Die Grundfläche der Gebäude nimmt einen Raum von 70 000 Quadratfaden ein. Bahnschwellen wurden 9 000 000 Stüd beschafft und im ganzen für den Bahnbau 40 000 Dekajatinen Wald gerodet. Das Gewicht der Hauptbaumaterialien, welche zugeführt werden mußten, Sand und Erde nicht inbegriffen, betrug 250 000 000 Pud und zusammen mit dem Ballast 1 000 000 000 Pud.

Die Schnelligkeit, mit welcher der Bau der sibirischen Bahn mit ihren fünf Zweigbahnen, der Zekaterinenburg-Tscheljabinskler, Tomsker, Irkutsk-Waikalschen und den beiden Verbindungslinien mit der chinesischen Ostbahn, durchgeführt wurde, ist erstaunlich. Trotz der schwierigen Ortsverhältnisse und des rauhen Klimas, wo die Arbeitsperiode im Jahre nur fünf Monate beträgt, trotzdem in Sibirien gänzlicher Mangel an Fabriken herrscht, so daß alle Fabrikartikel aus Rußland zugeführt werden mußten; endlich ungeachtet der großen Ueberschwemmung des Transbaikalgebietes im Jahre 1897 und der häufigen Wässerungen in Sibirien wurde der im Jahre 1891 mit der Errichtung der Südsibirischen begonnene Bau der großen sibirischen Eisenbahn so rasch geführt, daß im Vorjahre, also nach Ablauf von kaum neun Jahren, ein durchgehender Bahnverkehr durch ganz Sibirien, von Tscheljabinsk bis zum Stillen Ocean, hergestellt werden konnte, so daß gegenwärtig sich nur die Waikal-Ringbahn noch im Bau befindet. Die Bau-schnelligkeit der sibirischen Bahn übertrifft somit sogar jene der Kanadabahn, welche, wiewohl nur 4380 Werst, volle zehn Jahre währte. Die Gesamtkosten der sibirischen Eisenbahn beziffern sich mit 850 000 000 Rubeln, wovon 720 000 000 bereits verausgabt wurden. Aber die ökonomischen Erfolge der Eisenbahn übertrafen alle Erwartungen. Bereits bei der Eröffnung der ersten Strecke der

\* 1 Werst = 1066 Meter.

sibirischen Bahn, der westsibirischen, erwies sich ihre kolossale Bedeutung für den Frachten- und Personenverkehr. Schon im Jahre 1899 wurden auf der Strecke Tscheljabinsk - Irkutsk allein 40 000 000 Pud Frachtgut und mehr als 1 000 000 Personen befördert. Gegenwärtig beträgt der Frachtverkehr zwischen dem europäischen Rußland und Sibirien 170 Millionen Pud, und nicht weniger groß ist der Personenverkehr; so wurden im verfloßenen Jahre 4 500 000 Personen befördert. Auch die industrielle Erschließung Sibiriens hat bereits begonnen. So wurden in verschiedenen Gebieten Sibiriens bereits reiche Steinkohlenlager, in Transbaikalien Erzlager, im Steppengebiet Kupferminen entdeckt und der Umfang der sibirischen Goldfelder genau festgestellt. In politisch-staatlicher Beziehung hat der große sibirische Schienenstrang während der Wirren in der Mandschurei Rußland bereits große Dienste erwiesen. Hätte Rußland keine Schienenverbindung zwischen dem europäischen Rußland und Wladiwostok, wäre die Konzentrierung einer Armee von 100 000 Mann in der Mandschurei mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden gewesen. Sobald aber die chinesische Ostbahn beendet sein wird, wird sich auch die universale Bedeutung der sibirischen Eisenbahn bemerkbar machen, denn dann wird sich für Europa ein neuer Handelsweg nach den Ländern des fernen Ostens eröffnen. Welchen Umfang der Transitverkehr über Sibirien nehmen wird, ist schwer voranzusehen, doch schon jetzt läßt sich die Thatsache konstatieren, daß dank der Errichtung der sibirischen Eisenbahn zur Fahrt von Paris oder London nach Wladiwostok nunmehr dreieinhalb statt sechs Wochen auf dem Umwege über Suez erforderlich sind. —

### Kleines Feuilleton.

**Italienische Tauben.** Im Amtsblatt der Landwirtschaftskammer für den Regierungsbezirk Wiesbaden schildert G. Hartmann-Frankfurt a. M. Italiens Masterei und Export von Tauben, die als „französische Tauben“ hoch im Preise stehen. Eine einzige Firma, das Haus Fratelli Gondrand in Mailand, exportiert im Durchschnitt täglich 1 bis 2 Waggon junger Tauben; ein solcher Waggon enthält etwa 7500 Stück Tauben zum Durchschnittspreise von 70 bis 80 Centimes. Rechnet man die tägliche Ausfuhr nur auf 1 Waggon, so ergibt das täglich die ansehnliche Summe von 6250 Frank. Die Agenten Gondrands kaufen in ganz Italien die jungen Tauben, wenn diese etwa 21 Tage alt sind, und senden sie an die Centrale in Mailand. Dort entnehmen die Sortierer, gewöhnlich zwei Mann, dem Transportbehälter die jungen Tauben und sortieren sie nach Größe und Güte in 4 Qualitäten. Sie werfen hierbei die Tauben in einen mit Einwurfsvorrichtung versehenen Kasten mit 4 Abteilungen für die vier verschiedenen Sorten. Auf der Rückseite des Kastens stehen vier Arbeiter, welche die Tauben nochmals prüfen und nachsehen, ob das Sortiment richtig ist. Den endgültig sortierten Tauben werden alsdann die Schwungfedern ausgezissen, worauf sie in die Transportlasten gepackt werden. Das Auszissen der Schwungfedern geschieht, damit bei der Einfuhr nach Frankreich der Nachweis erbracht werden kann, daß die Transportbehälter keine Brieftauben enthalten, deren Einfuhr aus militärischen Rücksichten verboten ist. Die ausgezissenen Schwungfedern werden gefärbt und zur Fabrication von Mode-Artikeln, Spielzeug und dergleichen verwendet.

Die Fütterung der Tauben geschieht auf folgende Weise: Ein Arbeiter entnimmt dem Transportkasten eine Taube nach der andern und reicht sie an den zweiten Arbeiter, den Gaveur (Mäster). Dieser Gaveur nimmt mit dem Mund aus einem vor ihm stehenden Becken eine der Größe der Taube entsprechende Menge Futter auf, öffnet mit der Hand den Schnabel der Taube und füllt vermittelst des Mundes die darin enthaltene Futter- und Wassermenge ein. Diese beträgt pro Stück 100 bis 140 Gramm, reicht für 24 Stunden aus und ermöglicht nicht nur die vollständige Ernährung, sondern bewirkt einen reichlichen Fleisch- und Fettsatz. Das Futter besteht aus Weizen, Hirsen und Darr, das vorher eingeweicht wurde. Die Verfütterung geschieht in lauwarmen Zustande; ein geübter Gaveur füttert in der Stunde etwa 5—600 Tauben und mehr und erhält den für Italien bedeutenden Lohn von 5 Fr. pro Tag. Die auf diese Weise gefütterten Tauben gelangen entweder direkt zur Versendung oder werden behufs Erzielung besonders schöner und ausgefuchter Ware einige Tage gemästet. Sie kommen zu diesem Zweck in Käfige, die in Gefächern übereinander geschichtet sind. Die Käfige werden von dem Hause Gondrand selbst vermittelst Maschinen hergestellt. Um einen möglichst raschen und gewinnbringenden Umsatz zu ermöglichen, hält das Haus Gondrand an der französischen Grenzstation Modane Personal, das dort genau wie in Mailand die Tauben füttert und direkt nach Paris weiterführt.

In Charenton bei Paris ist wieder ein größeres Depot errichtet, woselbst nach Eintreffen des Waggons die Tauben gefüttert werden. Von Paris aus werden nach Versorgung des enormen Pariser Bedarfs je nach Lage des Londoner Marktes 2 bis 3 Waggon wöchentlich nach London geschickt, woselbst die Fütterung und Mast in gleicher Weise fortgesetzt wird. Auch in Frankreich selbst läuft das Haus Gondrand in der Gegend von Toulouse, Bourg, Macon junge französische Tauben auf. Die Ausfuhr von Tauben aus Italien

beträgt pro Jahr 2 bis 2 1/2 Millionen Stück und der Einkauf in Frankreich 1 Million Stück. Der Verkaufspreis schwankt zwischen 60 Cts. und 1 Fr., besonders gut gemästete Fleischtauben werden zu 1,40, zeitweise sogar zu 2 Fr. in Frankreich und England bezahlt. Das Gewicht steigt bis 800 Gramm bei 500 Gramm im Durchschnitt.

Von einer eigentlichen Rasse dieser Tauben kann man nicht gut reden; es sind große Feldtauben, die weiß und gefleckt in allen Farben vorkommen. Die praktischen Italiener kümmern sich wenig um das Aussehen, sondern kennen nur den einen Zweck: mit ihren Tauben möglichst viele und große Jungen zu erzielen. Trotz der geringen Sorgfalt, die der italienische Bauer seinen Tauben widmet, bringen selbst die größten Piacentiner-Tauben 10 Bruten pro Jahr auf, eine stattliche Zahl, die nur durch das wärmere Klima ihre Erklärung findet. —

### Theater.

os. Lessing-Theater. Hansi Niese zu Ehren haben die Wiener Gäste einen Schwanz ausgegraben, der vor einigen Jahren hier im Meißner-Theater beinahe ein politisches Interesse erregte. Es war die „Mamselle Tourbillon“ von Kraatz und Stobizer, welche durch die parodistische Darstellung einer Spionenaftaire an den Fall Drenfus, durch die Karikatur eines vertrodelten Gigerl an ein Exemplar der Pariser goldenen Jugend erinnerte, das durch die Verwendung seiner Tausendfrankstücke und durch seine Angst vor dem Soldatenspielen ziemlich unfreiwillig in den Ruf einer Zeitungsberühmtheit gekommen war.

Die Titelheldin erscheint im Stück als Gigerl und als Soldat verkleidet, und da eine Soubrette immer froh ist, wenn sie sich möglichst vielseitig zeigen kann, so mag sich die Aufführung erklären. Denn an sich wirkt der mechanisch nach französischem Muster hergerichtete Schwanz keineswegs mehr erfreulich. Es fehlt ihm an Aktualität; die Witz- und Ueberraschungen kommen in ihrer Art gar zu gewaltsam, als daß sie zur Behaglichkeit stimmen könnten. Hansi Niese gab in der wohl etwas ungewohnten Kolottenrolle sich selbst mit so voller Ursprünglichkeit, daß der Theaterzettel ihr zu Liebe eine wenig fingermäße Fälschung vornahm und sie in dem zu Paris und unter französischen Verhältnissen spielenden Stück zu einer Wiener Liedersängerin machte. Die Künstlerin schwebte in derber Drolligkeit, aber trotz alledem schien es, als ob das österreichische Blut sich in der fremden Verkleidung unbehaglich fühlte und Sehnsucht empfand nach der Luft des Wiener Praters. Und das ist recht so und gereicht der Frau Niese zur Ehre, die wie nur je eine volkstümliche Künstlerin am Boden der Heimat haftet.

Im übrigen wurde so lebhaft karikiert gespielt, wie es eben in einem solchen Stück angebracht ist. Herr Julius Sachs als Komponist Roland und Herr Gustav Meran als Chokoladenfabrikant verdienen wohl besondere Erwähnung. —

### Humoristisches.

— **Energisch. A.** (in starkgehobener Stimmung): „Sie gefallen mir! Wollen Schmollis trinken!“

**B.** (betreten): „Aber verehrter Herr, wir kennen uns doch eigentlich kaum — und, wissen Sie, ich halt's mit dem Sprüchwort: „Man soll mit keinem Freundschaft schließen, mit dem man nicht einen Scheffel Salz gegessen hat!“

**A.**: „Kellner! — einen Scheffel Salz!“ —

— **Der innere Werk. Heiratsvermittler:** „Die Dame hat eine prächtige Figur, ein reizendes Gesicht, schönes Haar...“

**Kunde** (ungeduldig): „Das sind alles Neuzerlichkeiten — hat sie auch Geld?“ —

— **Kindliche Frage.** „Du, Mama, muß eine franke Kuh dem Tierarzt auch die Zunge zeigen?“ — („Zust. Bl.“)

### Notizen.

— **Shakespeares „Timon von Athen“** soll in einer Bearbeitung von Ullmann im Wiener Burg-Theater mit Rainz als Timon gegeben werden. —

— Die Gründung eines ober-schlesischen Städtebund-Theaters, das Volksstücke, Schauspiele und Einakter mit Variété bringen soll, haben Königshütte, Kattowitz, Beuthen und Gleiwitz beschloßen. Das Theater, das seine Thätigkeit im Oktober beginnen soll, wird seinen Sitz in Königshütte haben, aber auch in den großen Industriedörfern Vorstellungen geben. —

— In Eisenach bemüht man sich wieder, wie vor Jahren schon einmal, ein Festspielhaus zu gründen, das ein Seitenstück zum Bayreuther Festspielhaus werden soll. —

— Der „Moses“, ein biblisches Werk von Perosi, ist vollendet und soll in der nächsten Saison in Mailand zur Aufführung gelangen. —

— „Heilmarder Narr“, eine neue Oper von Wilhelm Kiengl, ist für das Berliner Opernhaus erworben worden und wird als erste Premiere zur nächsten Spielzeit in Scene gehen. —

— In Klenzburg wird am 15. Juni eine schlesische Kunstausstellung eröffnet, deren Leitung sich in erster Linie der nordfriesische Maler Momme Rissen angenommen hat. —